

Die Verwandlung



Wie der stille Anton zum forschen Stadtführer wurde, was mit seiner Gesichtsmaske geschah und warum er sich für die Zukunft 99 Nachbarn wünscht.

Trotz 5 Grad minus und eisigem Nordseewind ist Antons Hand ganz warm, als er sie mir zur Begrüßung reicht. Unsere Ankunftszeit hat er auf die Minute genau berechnet. Sogar in welchem Teil der Stadt wir mit der Parkplatzsuche beginnen würden, war ihm vor uns klar. Dabei wusste der 25-Jährige nur, dass wir um 9 Uhr in Hamburg starten würden. Und wir wussten nur, dass er irgendwo in der Innenstadt eines Ortes in Nordfriesland stehen wird. Keine sehr sichere Verabredung ... Antons neue Heimatstadt hat, immerhin, 23.000 Einwohner. Jana von der Pestalozzi-Stiftung Hamburg ist mit mir zwei Stunden gefahren, um ihren ehemaligen Klienten in dem kleinen Städtchen an der Nordseeküste zu treffen. Zwei Stunden, in denen eine Baustelle, eine falsch genommene Ausfahrt oder ein Trecker Verspätung bedeutet hätte.

Sein Haushalt katapultierte ihn oft in eine Stressschleife.

Planung und Logik, das seien eben seine Stärken, erklärt Anton die Punktlandung. Dann reibt er seine schmalen Finger aneinander: „Hey, habt ihr Lust auf Kuchen?“ Es ist 11 Uhr. Ohne eine Antwort abzuwarten, geht er mit langen Schritten voran. „Wenn ihr zu eurer Rechten die Straße runterschaut, seht ihr den Marktplatz“, erklärt er. „Wenn ihr da runterfahren würdet, kämt ihr auf den Radwanderweg zur Nordsee.“ Er dreht sich elegant um 180 Grad: „Und da hoch, da wohne ich.“ Anton der Stadtführer – Jana ist überrascht. Er sei eigentlich nicht der Typ, der Smalltalk macht, eher still und schüchtern, sagt sie. Davon ist hier am Meer nichts zu spüren: Souverän lotst er uns durch die engen Gassen, vorbei an Touristengruppen, zu einem kleinen Künstlercafé. Dort stehen neun Kuchen in der Vitrine, alle frisch gebacken, alle sehen lecker aus. Die

An der Nordseeluft kommt sein eigenes,
glattes Gesicht wieder zum Vorschein.

Entscheidung fällt Anton leichter als uns. Er bestellt Apfelkuchen für sich, Mohn mit Baiser für Jana, Käsekuchen mit Kirschen für mich. Als er noch in Hamburg lebte, war jede Entscheidung, ob rechts oder links, Kartoffeln oder Nudeln, Pfefferminztee oder Fruchtschorle, eine Herausforderung für den 25-Jährigen. Die Ausarbeitung der perfekten Bus- und Bahnrouen für Facharztbesuche war quälend für ihn. Dabei durchkreuzten Schienenersatzverkehr und Verspätungen immer wieder seinen Tagesablauf, den er mit seiner damaligen Betreuerin Jana bei den Treffen in seiner Wohnung besprach. Bei Bedarf coachte sie ihn in spontanen Telefonaten. Denn auch sein Haushalt katapultierte ihn oft in eine Stressschleife: Räumte er beispielsweise die Waschmaschine aus, machten ihn die vielen Socken wahnsinnig. Jedes Mal aufs Neue musste er sie wie ein Puzzle zusammensetzen. „Damit konnte sich Anton lange aufhalten“, erinnert sich Jana. „Er war immer auf der Suche nach zeitsparenden Systemen, um die Dinge zu vereinfachen.“ Gemeinsam fanden beide oft kreative und praktische Lösungen. Wie die Strumpfkammern

aus dem Internet, die man mitwaschen, zum Aufhängen benutzen und anschließend mit in den Schrank legen kann.

Antons Jobproblem war in Hamburg hingegen nicht zu lösen. Eine Ausbildung zum Fachinformatiker, mit Strukturen und Anleitung, gibt es in der Hansestadt so nicht. Anton war unterfordert, ohne eine Aufgabe zu existieren stresste ihn. Mithilfe der Pestalozzi-Stiftung Hamburg zog Anton im Sommer 2017 an die Nordsee. Hier lebt er in seiner Ausbildungsstätte und bewohnt ein Zimmer mit Bad und Küchenzeile. „Auch mit Internet“, sagt er. „Aber erst war das nur Intranet. Ich konnte nicht einmal meine Bank- oder Krankenversicherungshomepage öffnen. Alles war gesperrt. Ich war quasi ein angehender Netzwerktechniker ohne funktionierendes Netz.“ Anton grinst, während er beschreibt, wie er nach dieser Entdeckung spontan ins Büro seines Schulleiters marschiert ist und sich über die Katastrophe beschwert hat. Dann besorgte er sich einen schnelleren Anschluss. „Ohne Hilfe“, sagt er und blickt zu Jana. Das tut er immer wieder an diesem Tag. Sie nickt ihm zu und lächelt

bei vielen seiner Sätze in ihren Kakaobecher. Scheinbar ist nicht nur Jana neugierig, wie es Anton in den vergangenen Monaten ergangen ist und ob die vorausgegangene Starthilfe in Hamburg gezündet hat. Auch Anton scheint gespannt, wie Jana seine neue Selbstständigkeit findet. Offensichtlich gefällt beiden, was sie bei dem anderen sehen.

„Ich kann meine Grenzen setzen“, stellt er, irgendwie selbst überrascht, fest.

Jana gefällt auch, dass Anton sein Gesicht zeigt, dass er es nicht hinter Händen oder Haaren versteckt. Als Jana ihn darauf anspricht, bekommt er rosige Wangen. Beide erinnern sich gut an sein Spiegelbild, noch wenige Monate zuvor. Wie ein Klingone aus „Star Trek“, witzelt Anton und zieht eine Grimasse. Die Stirn war damals schuppig und erhaben. Wie eine festgewachsene Maske auf seinem jugendlichen Gesicht. An der Nordseeluft kommt sein eigenes, glattes Gesicht wieder zum Vorschein. „Der gleichmäßige Rhythmus, die projektbezogene Arbeit in meiner Ausbildung, das ver-scheucht die Schuppenflechte“, erklärt er.

Während er über sein neues Leben spricht, wirbelt er seine Hände umeinander. Wie ein Basketball-Schiedsrichter, der einen Schrittfehler anzeigt. Das Tempo dieser Geste passt nicht zu seiner Art zu sprechen – das tut er überlegt und langsam. Schaut man ihm aber genau ins Gesicht und hört konzentriert zu, löst sich das Rätsel: Anton unterstreicht mit seinen Gesten nicht seine Worte, er begleitet mit ihnen seine Gedanken. Ich könnte dem Gespräch wohl kaum folgen, würde er so schnell reden, wie er denkt.

Während Anton in seinem Früchtetee rührt und in Gedanken versunken auf seinem Stuhl vor und zurück schaukelt, kommen immer wieder neue Gäste ins Café. „Moin“, sagt er zu jedem Einzelnen. Und „Tschüss“, wenn sie wieder gehen. Dieses Verhalten resultiert aus seinem neuen Alltag im Wohnheim, antwortet er – bevor ich die Frage laut aussprechen kann. Er wohne, esse und arbeite nun zusammen mit unterschiedlichen Menschen. Da müsse man sich ja daran gewöhnen, mehr aus sich herauszukommen. Dabei kennt Anton das Leben mit Gleichgesinnten von früher: Vier Jahre seiner Schulzeit verbrachte er in einem Internat, mindestens zu dritt auf einem Zimmer. Das Zusammenleben mit anderen habe er aber, wie er sagt, irgendwann einfach wieder verlernt. Er klumpert mit seinem Schlüsselbund vor seinem Bauch. Es hängt an einem Band,

Im Land der Zahlen fühlt sich Anton sicher.
Er speichert Ziffern, wie andere Sinneseindrücke.

das den Schriftzug seines ehemaligen Internats zeigt. Der Stoff ist ausgefranst und schon ein wenig ausgebleichen. Wie die Erinnerung an seine Schulzeit.

Wenn einer seiner jetzigen Nachbarn nun die Tür auflässt, haltt jedes Gespräch, jede Toilettenspülung durch die Flure und in sein Zimmer. Das nervt ihn manchmal, sagt Anton. Und da klopft er auch schon mal, um freundlich um Ruhe zu bitten. „Ich kann meine Grenzen setzen“, stellt er, irgendwie selbst überrascht, fest. Seinem achtjährigen Bruder kann er sagen, dass er gerade mal wieder eine Nervensäge ist. Vor allem wenn sie zusammen Brettspiele spielen. „Mein kleiner Bruder ist ein schlechter Verlierer. Mir ist das Spielen an sich wichtig“, erklärt er und hebt die Kuchengabel, wie ein Lehrer den Zeigefinger.

Anton besucht seinen Vater häufig in Kiel, wo er am Wochenende wohnt. Der 25-Jährige hat

im Haus eine Einliegerwohnung für sich allein. Das sei ihm wichtig, so Anton, um einen Ort für sich allein zu haben. Diese Abgrenzung funktioniert für alle. Keiner nimmt es ihm krumm, wenn er mal ein Wochenende in Kiel auslässt. Anton's Mutter hingegen wäre lieber öfter und vor allem näher dran. Sie wohnt 500 Kilometer entfernt. Das sei für sie nicht leicht, erklärt Anton. Also, dass ihr Sohn so weit weg sei. Schon Hamburg sei für sie schwer auszuhalten gewesen. Bereut hat der 25-jährige seinen Umzug nicht. Der Grund liege doch klar auf der Hand: „Weniger Leute, weniger Stress. Was sind schon 23.000 im Vergleich zu 1,7 Millionen Einwohnern, wie in Hamburg?“

Im Land der Zahlen fühlt sich Anton sicher. Er speichert Ziffern, wie andere Sinneseindrücke, unwillkürlich, ohne Anstrengung. Und so weiß er auch heute, dass im Café die Tasse Tee 2,60 Euro und der Apfelkuchen 3,80

Euro kostet. Und dass sein Zeitfenster, um zu seinem Arbeitsplatz zu kommen, 6 Minuten und 45 Sekunden beträgt. Je nachdem, ob er spaziert oder zackig geht, dann variiert es im Sekundenbereich. „Mit meiner Mutter bin ich hier im Sommer exakt 50 Kilometer Rad gefahren“, an diese glatte Zahl erinnert er sich gern. „Angekommen sind wir dann ‚in the middle of nowhere‘. Also irgendwo im Nirgendwo“, übersetzt er. Immer wieder rutschen ihm englische Begriffe raus. Er bezeichnet sich als „worker bee“, statt Arbeitsbiene zu sagen, oder er beginnt einen Satz mit „Well“, statt „Nun“. „Das kriege ich nicht mehr aus mir heraus. Im Herzen bin ich Brite.“ Diesen Sprachmix bezeichnet er als Relikt aus der Vergangenheit, weil er den größten Teil seiner Kindheit in England verbracht hat. Auch im Internat und mit seiner Nanny hat er damals Englisch gesprochen. Die asiatische Kinderfrau ist seine Bezugsperson gewesen, wenn seine Eltern arbeiteten. Noch heute isst Anton gern asiatisch. Am liebsten gekocht in seinem eigenen Reiskocher.

Seine eigentliche Reise habe aber gerade erst begonnen, sagt er zum Abschied und betrachtet durch das Fenster die vorbeieilenden Touristen. Dieses Nordseestädtchen sei für ihn eine logische Zwischenstation auf einem Weg, der sich kontinuierlich auf den kleinsten gemeinsamen Nenner zubewege. „Weniger Leute und dadurch mehr Lebensqualität“, lautet das Ergebnis seiner Rechnung. Antons nächstes Etappenziel ist eine Kleinstadt mit höchstens 2.000 Einwohnern. Auf die Frage, wo das sein soll, antwortet er: „Das ist mir ganz egal. Hauptsache, diese Größendimension und die Infrastruktur, mit Bahnhof, Fachärzten und Einkaufsmöglichkeiten, passen zu meinen Krankheiten.“ Ohne diese Sicherheit könne er sich nicht entspannen, sagt er. Noch nicht. Als Endstation wünscht sich Anton ein kleines Dorf, in dem er sich zur Ruhe setzen kann. Ein Ort, an dem jeder jeden kennt, mit höchstens 99 Nachbarn – aber mit Highspeed-Internet.

Asperger-Syndrom

Seite 117